

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 28 (1924-1925)
Heft: 3

Artikel: Der Scharfrichter von Eger : ein Lebensroman [Fortsetzung folgt]
Autor: Vögtlin, Ad.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661943>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Scharfrichter von Eger.

Ein Lebensroman von Ad. Böttlin.

V.

Die Leere, welche die Abwesenheit Sophies in mir erzeugte, fing an, mich zu beunruhigen und hin und her zu treiben; so sehr hatte ich mich bereits an ihre Gedanken weckende Gegenwart gewöhnt, daß mir der Ort, wo sie nicht war, öd und nichtsagend vorkam. Mein philosophisches Mitleid mit Mechtild aber verwandelte sich allmählich in Gleichgültigkeit, und es fiel mir nicht ein, sie aufzusuchen; selbst als Sophie mir eines Tages schrieb, sie vermisse seit ihrer Ankunft in Königsberg meine Haarlocke und erinnere sich nicht, sie eingepackt zu haben, konnte ich mich nicht entschließen, bei der Klogin vorzusprechen und mich nach dem Verbleib des kleinen Liebespfandes zu erkundigen. Zuhause war ich verdrossen, griff nicht mehr in Haus und Garten zu, wie es sonst meine Gewohnheit war, und fand für meine treu besorgte Schwester bei jeder Gelegenheit, mir Lust zu verschaffen, spöttische und bittere Worte. Einmal bemerkte sie spitz: „Dir fehlt etwas, Karl. Und was dir fehlt, das findest du nur in Königsberg!“

Das machte mich zunächst stutzig, dann aber fand ich, die Schuld an der Mißhelligkeit auf meiner Seite suchend, die begütigende Antwort:

„Seit wann bist du unter die Prophetinnen gegangen? Recht hast du vielleicht doch.“

„Gelt, ich kenne dich!“ triumphtierte sie jetzt, „rühr' dich und brauch' Hand und Kopf. Unser-eins muß sich auch tummeln. Denk an Herrn Goethe. Da war's, als hätte mir der Blitz ins Haus gezündet. Wie oft hatte ich ihr mit Bewunderung von diesem hohen Mann erzählt: Von früh drei Uhr, hatte er sich damals, mit einer kleinen Unterbrechung in Zwotau, bis 12 Uhr mittags im Postwagen schütteln lassen, daß einem gewöhnlichen Sterblichen das Mark aus den Knochen gefahren wäre; dann hatte er ein halbes Stündchen gespeist und hernach die freie Stunde benützt, um sich in der Nähe der Stadt in geologische Studien zu versenken, einen Menschen bis ins Tiefinnerste zu beglücken, um alles und jedes sich zu interessieren und wiederum sich in den Postwagen zu setzen und bis in die Nacht hinein dem Brenner zuzufahren. Wie nützte der die Zeit! Wie war er zu allem gleich entschlossen! Und ein Spruch des Lebentüchtigen kam mir in den Sinn: „Feiger Gedanken hängliches Schwanken, weibisches Bagen, ängstliches Klagen

wendet kein Elend, macht dich nicht frei. Allen Gewalten zum Trutz sich erhalten, nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen, ruft die Arme der Götter herbei,“ und mir war, als hätte ich einen Stab in die Hand bekommen, um mich in meiner Tatverlegenheit zu stützen und daran aufzurichten.

Zum Glück gab es allerlei Beschäftigung; ich fand bald in Pilmersreuth, in Reichersdorf, Tirschnitz und selbst in Franzensbad bei Kranken aller Art zu tun und zu bessern, besuchte auf dem Heimweg jeweilen den Kammerbühl, zu dessen Studium mich Goethe mit Nachdruck ermahnt hatte, den Spittelberg, wo wir uns begegnet waren, und brachte viele Steinproben nach Hause, deren Bestimmung und Ordnung meine Mußestunden so ausfüllten, daß Verdruß und Langeweile von mir abfielen. Mir ward wieder froh und frei ums Herz; aber dafür zerbrachen sich andere Leute den Kopf über mein Vorhaben.

Sobald ich eines der dunkeln Festungstore durchschritt, in die Gassen des Stadttinnern und auf den Marktplatz gelangte, war mir, als ob ein Schatten, ein unheimlicher Vogel, eine ungeheure, unstät flatternde Fledermaus über mir und neben mir auf und nieder schaukelte. Da stießen, wenn ich in ihre Nähe kam, zwei graue Weiber tuschelnd die Köpfe zusammen, um alsdann plötzlich in den Hausgängen zu verschwinden, mein Begleitvogel hinter ihnen her. Aber plötzlich schwang er sich wieder aus der offenen Tür heraus, überflog mich und schwankte auf zwei Handwerker nieder, die sich bedeutungsvoll zunickten und mit dem Zeigefinger deutend und bestätigend auf mich hinwiesen. „Der Herrenmeister!“ freischten die Frauen, wenn sie flohen. „Der Henker“, murrten die Männer, beleidigt, weil meine Gegenwart sie störte und ihre Feigheit herausforderte. Und die ekle Fledermaus flatterte ihnen ums Haupt, zuckte wieder zu mir zurück, und ihr zackiger Schatten huschte die Häusermauern entlang. Da standen zwei Jungfern mit ihren Eimern zum Wassers schöpfen am Sodbrunnen und glogten mich schon von weitem mit aufgerissenen Augen an, als ob ich der Teufel oder sonst ein Ungeheuer wäre. Wie gebannt, wichen sie nicht von der Stelle, sondern befreuzten sich, und ein angstvolles: „Jesus Maria!“ sprang ihnen über die Lippen. Aber ebenso schnell erholten sie sich von ihrem geheu-

chelten Schrecken und zischten mir nach: „Der Mechtthild Klotz schenkt er die Haarlocke! Und die Sophie Eberl entführt er!“

Das roch mir auf und sofort war mir klar, wer das Liebespfand aus Sophies Besitz entwendet hatte und zu welchem Zwecke. Wer die Locke des Scharfrichters besaß, war durch Zauberkraft mit dem geliebten Wesen verbunden: So wollte es der Aberglaube, dem alle Mittel gut genug sind.

Drei Ärzte gingen an mir vorbei, grüßten mich ehrerbietig und verdrehten die Augen dann nach der andern Seite, wo nichts zu sehen war: „Der Charlatan! Der Kurpfuscher,“ ginstelten sie; „Der Kräuternarr!“, dämpfte der dritte die Eifersucht der beiden andern Berufsgenossen und Neidhammel.

Ein Magistrat tat, als ob er mich nicht sehe, und schwang seinen silberköpfigen Stock, um mir zu bedeuten, daß ich für ihn Luft sei. Als ich über den Platz vor dem St. Michaeli-Kirchlein schritt, standen dort zwei Geistliche miteinander im Geplauder. Einer stieß Luft durch den Mund und machte den andern aufmerksam auf mich: „Mit Geede hält der's, dem Ausbund der Antichristen.“

Und darauf sein Bruder im Amt: „Wenn der zur Beichte kommt, will ich ihm mein schärfstes Kapitel lesen. Absolviert wird der nicht, eh' er die Hosenknie durchgerutscht und sich mager gebetet hat.“

Ich ließ mich jedoch nicht von meinem Ziel ablenken, trat ins Innere und ergab mich angesichts der Heiligen in aller Fassung frommen Gedanken. Und siehe da: die Fledermaus verkroch sich ins Gebälk des Kirchleins, und als ich die Stätte verließ, fühlte ich mich stärker mit den Menschen verbunden.

Solche Liebenswürdigkeiten bekam ich fast bei jedem Ausgang in die Stadt zu hören, sofern nur Türen und Fenster offen standen, und ich kann nicht behaupten, daß sie an mir abgeprallt wären. Sie regten mich ordentlich auf, da ich je länger desto deutlicher wahrnahm, wie das Gerücht die Luft um mich herum verpestete und mir das bißchen Gewogenheit wegnahm, das sich da und dort unter dem Einfluß der Familie Klotz für mich eingestellt hatte. Seitdem diese von meiner innigen Verbindung mit Sophie Eberl Gewißheit bekommen, wurde großer Rat gehalten, auf welche Art und Weise sie am besten aufzulösen wäre. Allgemeines Aufsehen wurde erregt. Man stieß die Köpfe

zusammen, und die Fledermaus flatterte auf. So etwas war nie geschehen, dieweil Eger stand. Dem Ereignis mußte mit allen Mitteln vorgebeugt werden. So geschäht ich von den Klotz gewesen war, jetzt bekam ich, wenigstens nach außen, eine ganz andere Gestalt, wie einer, der aus dem Licht in den Schatten gerückt wird. Wäre einer der größten Verbrecher vom Galgen gefallen, man hätte nicht niederträchtiger über ihn reden und urteilen können. Alles dies auf Grund von Gerüchten. Welch eigennütziges Ziel die Freundschaft der Klotzin verfolgte, war mir klar. So lange man mich brauchen konnte, war ich lieb Kind und bester Freund; nun da ich eine Jungfrau aus ihrer Verwandtschaft umwarb, anstatt ihre Tochter, war ich ein schlechter Kerl, ein verachtenswertes Geschöpf.

Und das Gerücht ward zur Verleumdung. Jetzt galt es, sich allen Gewalten zum Trutz zu erhalten. Wahrhaftig, jetzt gewöhnte ich mir's an, aufrechten Hauptes durch die Straßen der Stadt zu gehen und der Verleumdung nicht zu achten. Allein man kann den Hunden das Bel-len nicht verbieten. Daran dachte ich ebenso wenig wie die Klotz an die alte Weisheit: Lieben und Beten läßt sich nicht nöten.

Es war mir schon lange aufgefallen, wie dieser und jener Arzt mich bei zufälliger Begegnung scheel ansah oder mir den Gruß nicht abnahm, und doch übte ich nur das amtlich mir vorgeschriebene Recht als Heilkünstler aus, wie es in allen Scharfrichterfamilien üblich war. Auf Zauberkünste, wie sie von den vielgesuchten „Geheuten Männern“ getrieben wurden, welche aus dem Aberglauben des Volkes unbedenklich Nutzen zogen und sich bereicherten, ließ ich mich niemals ein. Dazu war ich zu wenig „geschickt“. Dagegen nahm ich, auf den flehentlichen Wunsch der Patienten, mit altbewährten Heilmitteln, die nicht giftig waren, mit Sonnenlicht, Luft und Wasser verschiedene erfolgreiche Kuren an Leidenden und Kranken vor, welche von den Ärzten aufgegeben worden waren. Dies warf Staub auf, ohne daß ich mit meiner Kunst auf die Straße ging, und machte mir die Sippe der geprüften Ärzte auffällig; nicht weniger die der Apotheker, da ich meine Heilmittel vom Vater her selbst zuzubereiten verstand, so daß ihnen mancher Gulden für Salben und Mixturen entging.

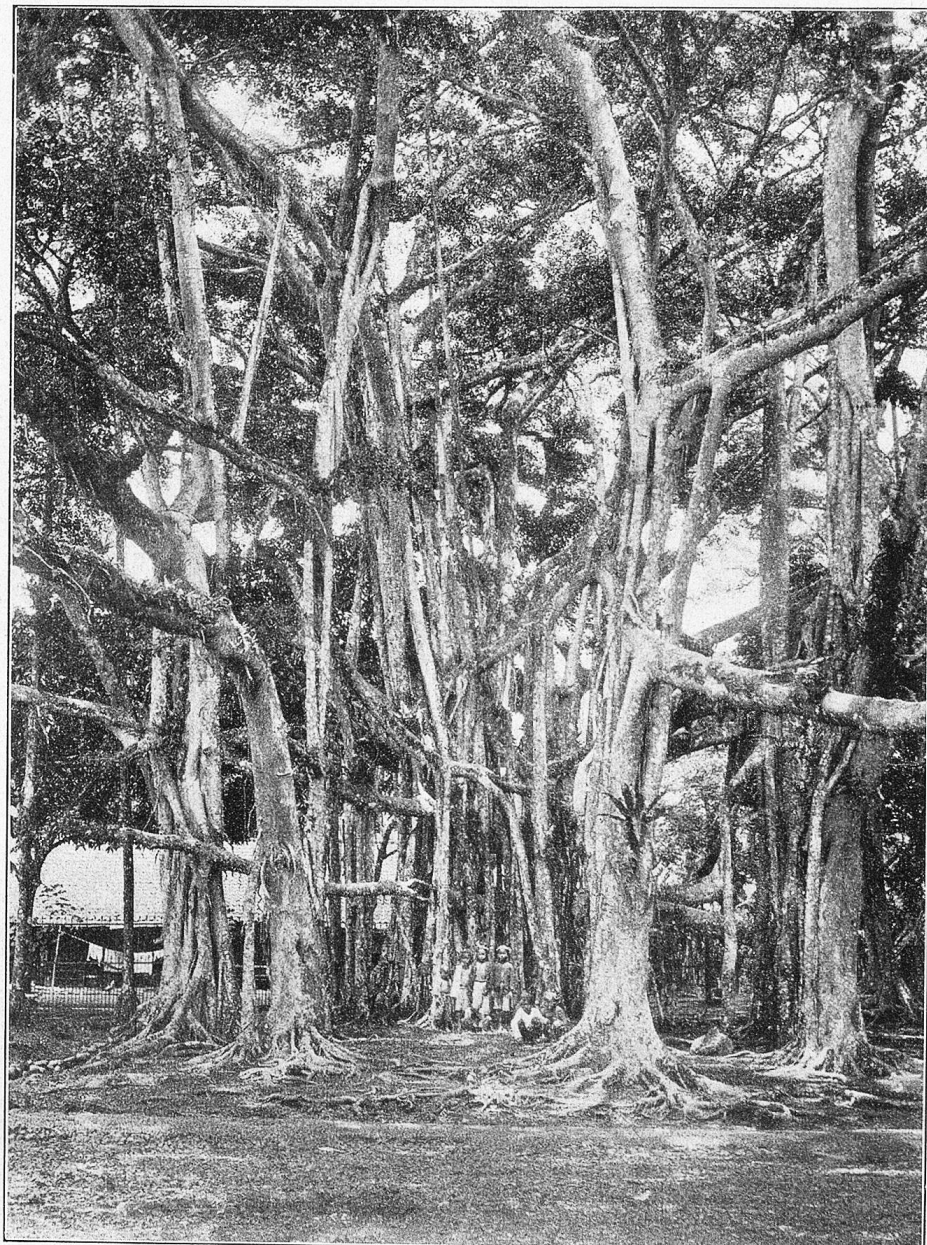
So ersuchte denn der Stadtphysikus Dr. Bernhard Adler den Rat, er möge dem Scharfrichter verbieten, Medizinalien zu präparieren

und den Patienten zu ihrem äußersten Verderben einzugeben. Auf die Beschwerde dieses Mannes, der schon damals den Grundplan zum Kurort Franzensbad entwarf, wurde ich vorgeladen, um mich zu verantworten. Mehrere bezopfte Ärzte waren auf dem Ratzzimmer zugegen und warfen mir von ihren hohen Stühlen höhnische Blicke zu.

Ich gestand, daß da und dort ein Patient während meiner Behandlung gestorben sei. In der Regel traf es Leute, denen, wie die Ärzte selber festgestellt hatten, nicht mehr zu helfen war. Ich, der von altem Zauber umgebene Scharfrichter erschien solchen als die letzte Rettung und wurde von ihnen dringend zu Hilfe gerufen. Mein sicheres Gedächtnis kam mir zugute. Ich wußte in den einzelnen Fällen, welche mir zur Verdammnis werden sollten, die Aussprüche der früher von den Patienten zu Rate gezogenen Ärzte genau

anzugeben und konnte Zeugen zur Bestätigung meiner Aussagen aufrufen. Dann nannte ich Fälle, wo mir entgegen den Voraussagungen der diplomierten Ärzte Heilungen gelungen waren, und eine Anzahl anderer, wo ich mit harmlosen Mitteln, wie Sonne, Luft und Wasser, die Leidenden, z. B. mit den überaus lästigen Schuppenflechten Behaftete, geheilt hatte, woher ich natürlich gewissen Apothekern, die gerne ebenso kostspielige wie nutzlose Salben bereiten, ein Dorn im Auge sei.

Ein älterer Arzt setzte ein verschmitztes, ungläubiges Lächeln auf und stieß seinen Gebatter



Botanischer Garten in Buitenzorg. Ficusbaum.

Nachbar mit dem Ellbogen auffällig an, als ich eine solche Kur erwähnte. Ich wandte mich mitten in meiner Verteidigungsrede an ihn und sagte: „Ja, mein verehrter Herr Doktor Ludwig, das belächeln Sie, weil Sie nichts davon verstehen.“

Der Angeredete pfauchte auf, erhob sich und ging hinaus. Die andern Ärzte verhöhnte ich mir durch eine schmeichelhafte Anerkennung ihrer Kunst, von der ich nichts verstehe, weshalb ich ihnen auch nicht ins Handwerk pfusche.

Alsdann machte ich einen heftigen Ausfall gegen verschiedene, den Ärzten wohlbekannte

Zauberer, Lügenmeister und Säckeldiebe, als da sind viele Abdecker, Flurer oder Wasenmeister, Feilenhauer, Schäfer, Hirten, Schatzgräber mit Wunschelruten, Kartenspielerinnen, die sich alle aus schnöder Gewinnsucht auf sogenannte Wunderkuren verlegen. „Ich“, rief ich aus, „brauche keine Zauberkünste, sondern kuriere ausschließlich mit den Säften und Kräften der allheilenden Natur. Auf jene Betrüger sollten die wachsame Polizei und die hohe Obrigkeit wie auch die wahrhaftigen Seelsorger ein Augenmerk haben, nicht aber sich an solchen Männern rächen, welche durch Erfahrungen und Kenntnisse der Arzneikunde manche Proben ihrer Geschicklichkeit abgelegt, ja manchen Bedürftigen, die an innerer oder äußerer Krankheit litten, Rat und Hilfe geleistet haben. Bloß mangels eines ärztlichen Diploms braucht man mich nicht zu verachten oder gar mit ungerechten Strafen zu belegen. Ich bleibe bei meiner Überzeugung: Den Menschen gut raten und helfen, ist nicht gesetzwidrig! Verfolget und strafet die Gewissenlosen, welche den Aberglauben der leidenden Menschen benützen, um kenntnislos an ihnen herumzudoktern. Da hätte die hohe Obrigkeit ein weites Feld.“

Die Herren Ärzte horchten von dem Augenblick auf, als ich ihre Kunst anerkannte, und die Herren vom Rat, als ich sie auf den trassen Unfug der straflosen, ja nicht einmal gerügten Zauberei hinwies, die heimlich mehr Unheil stiftete als alle Scharfrichter des Reiches zusammen, welche zudem den Wundärzten zugeteilt wurden und deren der Rat sich von jeher als Heilkünstler nach Folterungen und Verletzungen bediente. „War nicht bei meiner Anstellung als Bedingung genannt worden, daß ich die Beinbrüche kurieren solle?“

Das mußte vom Ratsvorsitzenden zugegeben werden, womit dargetan war, daß eine ganz reinliche Scheidung zwischen den Befugnissen des Arztes und den meinigen nicht leicht möglich sei. Schon schöpfte ich berechtigte Hoffnung, man werde glimpflich mit mir verfahren, als einer der würdigen Medizinmänner die verhängliche Frage aufwarf, weshalb ich denn, wenn ich doch die Leute nicht zu narren und kaspern gedenke, sondern alle Zauberei verwerfe, von meinen Patienten alte Taler zum Bohn begehre. Was ich denn damit anfangen?

Da konnte ich wirklich lachen wie ein unschuldiges Kind und dem Hochweisen erklären, daß ich eben eine Münzsammlung anlege. Ich lud die

Herren ein, davon Einsicht zu nehmen, und konnte mich überdies auf den Egerer Professor Grassold berufen, bei dem ich Unterricht im Gotischen und andern östlichen Sprachen nahm, um die alten Schriftzeichen auf den Münzen zu deuten und diese anhand meiner Kenntnisse zu ordnen. Damit war die Neugierde für einmal befriedigt und ich durfte annehmen, meine Erklärungen hätten die um das Wohl ihrer Mitmenschen schwer besorgten Väter und Helfer der Stadt beruhigt. Nach einiger Beratung wurde denn auch beschlossen, daß mir keine Strafe aufzuerlegen sei; nur sollten eine Haussuchung vorgenommen und gewisse Salben mit Beschlagnahme belegt werden; zudem wurde mir ein strenger Verweis erteilt, mich ferner nicht in die eigentliche ärztliche Kunst einzumischen.

Was sollte dies nun heißen? Hat nicht schon jeder einem kranken Mitmenschen ein Heilmittel genannt und dafür Dank geerntet? Ich aber sollte mein Licht unter den Scheffel stellen?

Ich schleuderte im Bewußtsein, einen bescheidenen Sieg errungen und meine Stellung vor Gott und den Menschen befestigt zu haben, vom Rathhaus auf Umwegen durch die Judengasse und über den Rosenbühl nach Hause. Dabei erinnerte ich mich an andere Verfolgte und gedachte der armen Egerer Juden, zu deren Ermordung in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ein fanatischer Barfüßermönch in einer Gründonnerstagspredigt die gläubigen Kirchgänger aufgereizt hatte, daß sie sich unter die Führung eines elenden Landsknechts begaben, fast alle Juden erschlugen und sich in ihre Güter teilten. Von Karl IV. widerfuhr ihnen dann Gerechtigkeit; man gab ihnen den Friedhof und die Schule zu eigenem Besitz zurück. Freilich wurden sie kaum hundert Jahre später wieder ausgewiesen und ihre Synagoge zur Kirche umgewandelt, um hernach wieder aufgenommen zu werden, da die Egerer ihrer als Geldgeber nicht auf die Dauer entraten mochten.

Ich dachte an die Unduldsamkeit der Hussiten, wie diese selber auch nicht christliche Bruderverliebt übten, und schloß mich ein in das Schicksal aller Verfolgten, deren es überall und immer wieder geben muß. Damit war ich bereits von dem gelinden Hochmut befreit, mit dem der scheinbare Sieg mich erfüllt hatte, und sah, mit Ernst und Besonnenheit gewappnet, der Zukunft entgegen, eifrig meinen beruhigenden Studien und zwischenhinein meinem widerwärtigen Amt obliegend. An einen Versuch, meinem Schicksal

zu entinnen und anderswo mein Fortkommen zu wagen, dachte ich kaum mehr. Würde es in fremdem Lande besser sein? Waren die Menschen dort vernünftiger und verträglicher? Vorurteile und Aberglauben sind ein Allermeltsunkraut, das überall ausgejätet werden will. Da, wo das Schicksal mich nun einmal hingestellt hatte, wollte ich Wurzel schlagen, in die Tiefe wie in die Breite, um den Stoff zu gewinnen, aus dem ich meine Natur aufbauen und entwickeln konnte. War der Baum stark genug, würde das nichtsnutzige Unkraut von selbst in seinem Schatten zugrunde gehen, während er mit seinem Wipfel das himmlische Licht trank.

Mit solcher Zuversicht nahm ich eines Sonntags bei Sonnenaufgang den Weg nach Königsberg unter die Füße, um meiner Geliebten; die ich seit vielen Wochen nicht gesehen hatte, meine neuesten Erlebnisse zu erzählen. Die kühle Oktobersonne warf nach wenigen Stunden meinen Schatten vor mich hin, und so hatte ich einen stillen Gefellen, mit dem ich mich leis und laut unterhalten konnte. Ich hatte nun mannigfach erfahren, wie die Menschen vom Hörensagen lügen lernen, und mußte mir einen Weg durch das Lügengestrüpp zu hauen suchen, war ich doch keineswegs gewillt, meine Nase aus dem Gesicht zu verkaufen, sondern sie da stehen zu lassen, wo Gott sie eingepflanzt hatte. Es galt sich seine Umwelt so zusammenzustellen, daß gegenseitige Anpassung möglich und natürlich war. Das schien mir bei derjenigen, die mir hinfert am nächsten stehen sollte, gegeben, während der Eigendünkel der Familie Klotz mich so abstieß, wie mir ihr scharfes Mundwerk zeigte, daß sie alle wenig Herz besaßen, weshalb ich bereit war, auf ihren Umgang völlig zu verzichten. Aus diesem konnte ich, das war mir klar, nicht das Gesetz ableiten und mir aneignen, das nach Goethe den Menschen macht. Ich mußte anderswo Anschluß suchen und war im stillen überzeugt, in Sophie eine weise Freundin gewonnen zu haben, die mir helfen würde, den Weg dahin zu finden.

Mit den Ärzten hatte ich auszukommen und mich in Gut zu nehmen, um ihre Würde nicht mehr zu verletzen. Daß sie auf mich übel zu sprechen waren, erkannte ich als meine Schuld. Denn ich besann mich über dem raschen Gehen auf allerlei Torheiten, die ich in der Aufregung, wo man seine Zunge nicht in der Gewalt hat, über den und jenen verlauten ließ. Eine vornehme Frau, die bereits mehrere Ärzte abge-

danckt hatte, weil sie den gewünschten Takt im Verkehr nicht zu finden wußten, ließ zu guterleht mich zu sich rufen. Ich vermochte kein anderes Übel an ihr zu entdecken als einen übermäßigen Lebens- und Liebesdrang, und als sie mir die Ansichten der von ihr zu Räte gezogenen Medizinmänner kundgab, machte ich die spaßhafte Bemerkung: „Viel Köche versalzen den Brei: kein Doktor ist besser als drei.“ Dieses Wort, das hier den Nagel auf den Kopf traf, machte in Eger die Kunde und mochte bei den Ärzten einen gewissen Groll gegen mich erregen.

Vorwärts stürmend, hielt ich solche und ähnliche Rückschau, wobei ich über meine dummen Streiche lachte, aber mir vornahm, sie nicht zu wiederholen. Nicht aus jedem Scheit läßt sich eine Orgelpfeife machen; und es war doch mein Traum, ungefähr den Dienst einer solchen zu übernehmen.

Munter wie ein Fisch im Wasser kam ich in Königsberg an; aber da zog man mich so plötzlich heraus, daß ich nach Luft schnappen mußte. Sophie, sagte mir der Revierjäger ganz gelassen, als wäre dies keine Schreckensbotschaft für mich, sei seit einigen Tagen nicht mehr bei ihm. Ein Brief sei an mich abgegangen. Als Eberl meine Bestürzung sah, fügte er erklärend hinzu, Sophie hätte sich gelangweilt, da er den ganzen Tag in den Wäldern jage und abends müde und ungesprächig sei; auch habe sie es nicht länger vor sich verantworten können, ihm zur Last zu fallen und habe sich demgemäß nach einer Stelle umgesehen, wo sie ihr Brot verdienen könne und Menschen um sich habe. „Wo ist Sie?“, fuhr ich ihn an, als er seine hinhaltende Umständlichkeit nicht aufgab.

„Unweit von hier, in der Roten Mühle; vom Flecken ein paar hundert Schritte flussabwärts.“

Ich dankte Eberl ungestüm für die Auskunft und verabschiedete mich eilig.

Die Rote Mühle war bald gefunden, weil sie weit und breit die einzige in ihrer Art war. Als ich auf dem Hof ankam, saß der behäbige Müller mit seiner Frau und zwei schön gepflegten, erwachsenen Töchtern auf einer Bank vor dem stattlichen rotgestrichenen Wohnhaus, Knechte und Mägde vor der Mühle, alle im Gespräche, aber die Augen gespannt nach mir richtend, der ich in ihren Sonntagsfrieden wie ein Habicht in den Geflügelhof einbrach, um mir mein Hühnchen zu holen.

Als ich mich nach der Sophie Eberl erkundigte, tauten die Müllersleute, die sich bislang

aus dem Fremdling nichts zu machen schienen, und die Begrüßung dem gewaltigen Hofhund überließen, auf und fragten mich freundlich, woher ich komme, wer ich sei und was ich mit der Sophie vorhabe.

Als ich bekannte, daß ich sie zu heiraten gedente, lachte der Müller einen Brocken: „Ja, das möchte wahrscheinlich noch dieser und jener! Sie ist selber kein übler Bissen und kochen kann sie, als hätte sie in der kaiserlichen Hofburg die Lehrzeit gemacht.“

Das war für mich nichts Neues, weshalb ich auch gar nicht auf den Spaß einging, sondern ernsthaft fragte, ob es gestattet sei, sie zu sprechen.

„Gestatten?“ ... Na, das gefällt uns schon eher,“ sagte der Müller, indem er, wie Bestätigung einholend, seine maßgebende Gattin anblickte; „aber die Egerer sind gefährliche Leut': den Jesuitenorden haben sie aufgehoben und ganz neulich auch das Stift der Clarissinnen. Wir wollen dabei sein, wenn da einer kommt und uns das Söpherl aus dem Nest hebt.“

Er lachte wieder eins, und trotz meiner Müdigkeit und meinem Hunger mußte ich dem gemüthlichen Spaßmacher gut sein, und so ging ich auf seinen Ton ein und sagte: „Brautvater und Brautmutter dürfen Sie schon sein!“

„Und wir Brautschwestern!“ fielen die beiden Töchter lustig ein.

„Da machen wir gleich zwei Rutschen voll, wenn Sie beide noch Ihren Schatz mitnehmen,“ ergänzte ich, und ein vielstimmiges Lachen brach aus, als ob wir eine herzenstraute Gesellschaft wären.

„So,“ meinte nun der frohsinnige Müller und Hausherr, „wenn Sie jetzt aber das Söpherl sehen wollen, müssen Sie schon hereinkommen. Sie steht hinter den Backhühnerln.“

Er geleitete mich hinein, und ich wollte, der Quelle des Bratenduftes nachgehend, in die Küche einbrechen, als er mich beim Rockärmel faßte und sagte: „Pst! nur lachte. Kommen's derweil hier hinein, damit sie nicht erschrickt.“ Und er öffnete die Thür in eine blitzblankte, hellgetäfelte Stube, wo an zwei ungleich großen Tischen für die Familie und das Gesinde gedeckt war. Zwei Mägde setzten Speisen auf, soviel der Tisch trug; eine Glocke wurde geläutet, die Knechte und Mägde kamen herein und setzten sich fast geräuschlos jeder an seinen Platz. Einer neben der Hausfrau war leer und da wurde ich hingebeten. Die Mutter sprach das Tischgebet, und das Schnabu-

lieren von den dampfenden guten Sachen hub an. Plötzlich — wir waren im besten Zuge — ging die Thür auf; aller Augen leuchteten und schauten nach Sophie hin, die in blanker Schürze, ein weißes Häubchen auf dem Blondhaar, hereintrat und wortlos auf mich zustürmte. Ich erhob mich und wir umarmten einander. Es dauerte ein Weilchen, da rief die Mutter: „Herr Fuß, der Fisch wird kalt!“

„O, wir wollen ihn schon wärmen!“ entgegnete ich, setzte mich aber doch, auf das befehlende Zeichen des Hausherrn, und ebenso mein Söpherl, die neben ihm ihren Platz hatte. Nun begann ein liebes Augenspiel, an dem auch die beiden Töchter teilnahmen, und ich wunderte mich über das prächtige Aussehen meiner Sophie, die sich in wenigen Tagen in der fremden Familie ein Ansehen erworben hatte, das sie an die Seite des Hausherrn setzte und mir einen herzlichen Empfang sicherte, wie ich ihn in meinem Leben noch nie genossen hatte.

„Ja, das Söpherl,“ sagte der Müller, „die weiß viel und kann alles, was so ein Haushalt braucht. Man sieht, die ist in der Welt draußen gewesen und hat den Kopf voll guter Dinge mit heimgebracht. Gelt, Mutter, das mußt du selber zugeben, so schmack- und nahrhaft haben wir unser Leben lang nie gegessen, wie seither. Und das ganze Haus rangiert sie, ist immer munter und nie müde.“

„Ja,“ nickte die Hausherrin, „einen gesunden Vogel haben Sie aus ihm gemacht, möchte nicht, daß er so bald wieder ausflöge. Jedem Braut weiß er einen Schmaß abzugewinnen; jeder Blume ihren Duft und dabei hält er das Nest fein in Ordnung.“

Die beiden Töchter warfen Sophie liebe Blicke zu, und ich wußte, daß sie nun eine Unterkunft gefunden hatte, die ihrem Wesen zusagte, weil sie sich nach freiem Ermessen unter guten Menschen auswirken konnte. So machte mich ihr Anblick doppelt glücklich, und ich wußte nicht zu sagen, was und wie lange wir aßen und tranken, bloß daß ich wähnte, den süßen Wein der Liebe zu kosten, wenn ich den Becher mit seinem schwachen hellen Landbier an die Lippen setzte.

Nach dem Tischgebet erhoben sich alle zugleich, und grüßend gingen die Dienstleute an uns vorbei zur Thüre. Wir beide begaben uns, von den Töchtern begleitet, in die Gartenlaube, welche neben dem Hause stand und an der sich Rosen- und Spätblumen emporrankte.

Sophie war so aufgeräumt, wie ich sie nie zuvor gesehen, und erst jetzt wurde ich inne, wie schwer der Druck auf ihrem Gemüt gelastet. So ist der Mensch, wenn er das Gefühl seines Wertes bekommen hat! Und ich dankte im stillen dem edlen Elternpaar, das die Fremde im Hause wie feinesgleichen behandelte und sie den Unterschied zwischen reich und arm nicht fühlen ließ. Von ihren Verwandten verstoßen, hatte sie hier wahre Freunde gefunden.

„Das nicht! Aber es sind rachsüchtige Menschen, vor denen du dich um so mehr hüten mußt, als sie ihr Werk heimlich betreiben,“ sagte Sophie nachdenklich.

„Das Einfachste ist, wir machen sobald wie möglich Hochzeit!“ schlug ich vor; „dann wird die Rache gegenstandslos.“

„Aber so Eine wie das Söpherl muß verdient werden, Herr Scharfrichter; die holt man sich nicht über den Zaun weg,“ bemerkte der



Botanischer Garten in Buitenzorg.

Als ich auf die vermißte Locke zu sprechen kam, lief ein trüber Schatten über ihr Antlitz. Dann rief sie nach kurzem Besinnen: „Das ist ein schlechter Streich von Mechthild. Ich fürchte, von dieser Seite wirst du noch Widerwärtiges zu erfahren haben. So wie ich meine Schwester und den Schwager kenne, wollen sie dich nicht freigeben.“

„Aber du glaubst doch nicht,“ fragte ich erstaunt, „daß sie mich klein kriegen werden, zumal durch Verunglimpfung? Sie würden sich ja selber bloßstellen, wenn sie sich ernsthaft bemühten, dem Verleumdeten ihr Haus zu öffnen.“

Müller, der ungehört in die Laube getreten war. „Mit der Hochzeit hat es noch gute Weile. Wir nehmen die Söpherl, wenn sie ihren Stand nicht verändert, an Kindesstatt an, und darum wollen wir auch ein Wort zu ihrer Verhehlung mitzureden haben.“

Das war in ganz anderm Tone gesprochen als bei Tisch. Der Müller stand aufrecht wie ein General vor mir, sah mir prüfend ins Gesicht und wartete die Wirkung seiner Worte ab.

Betreten hielt ich an mich, und nachdem ich mich von meiner Verblüffung erholt hatte, fand ich das gemessene Wort, das ihm genug tat:

„Ich werde guter Sitte gemäß um sie werben.“

„Das gefällt mir an Ihnen, Herr Scharfrichter, und ich glaube, wir können gute Freunde werden. Ein solch tüchtiges und braves Mädchen verdient es auch, daß man in allem Anstand und allen Ehren um sie wirbt,“ sagte der Müller, der mehr und mehr den rechten Mann herauskehrte, begütigend. Sophie küßte ihm schweigend die Hand, und ich wußte, woran ich mit ihr war.

Nun verzog sich der Müller, Sophie ging sich ins Sonntagsgewand zu werfen, und hernach wanderten wir auf einem Lustgang in den nahen Wald, wo uns die beiden Schwestern verständnisvoll selbstweit ließen, so daß wir uns den innigsten Gefühlen hingeben durften. Da ich zuvor noch kein Weib geherzt hatte, tat sich hier eine neue Welt für mich auf, die so warm und golden leuchtete, wie der wunderherrliche Oktobertag, der durch den dunkeln Wald strahlte und in glühenden Farben spielte.

Daß wir darüber von kommenden glücklichen Zeiten zu träumen anfangen und die unangenehme Jüngstvergangenheit vergaßen, begreift jeder liebende Mensch. Doch kamen wir überein, daß meine Verhältnisse in Eger erst geklärt sein mußten, bevor Sophie zu mir zog; auch die Anstände mit der Familie Klotz waren zu beseitigen, bevor Sophie die ihr gehörenden Hausgeräte dort wegnehmen konnte. Nachdem ich mit dieser Familie eine bittere Enttäuschung erlebt hatte, verstand ich Sophies Bestreben recht wohl, daß ich sie aus den Händen ihrer braven Beschützer entgegennehmen und nicht wie eine Verstoßene von der Straße auflesen sollte. Aus allen guten Beziehungen zieht man seelische Kräfte, und das Weib bedarf ihrer mehr als der Mann. War es nicht auch für mich und meine Stellung in Egers Einwohnerschaft ein großer Gewinn, wenn ich an dem angesehenen reichen Müller zu Königsberg einen Rückhalt besaß?

Auch solche Dinge besprach ich mit Sophie, stieß dabei in ihren Antworten auf einen flugen, verständigen Sinn, und freute mich, eine Jungfrau lieben zu dürfen, die bei allem, was sie tat und ließ, auf meine Würde und Wohlfahrt bedacht war.

Gegen Abend nahm ich von ihr und den Müllersleuten Abschied, im tröstlichen Bewußtsein, einen treuen Menschen und wohlmeinende treue Helfer zu besitzen, wenn es zu neuen Kämpfen kommen sollte, und begab mich in gehobener

Stimmung, pfeifend und singend, auf den Heimweg.

Dieser Müller erschien mir, je tiefer ich mir sein Verhalten überlegte, als die Verkörperung des Gesetzes, das mir Freiheit verhieß. Und wiederum war ich geneigt, mich an Goethes Wahrspruch zu halten, daß nicht Leidenschaft und Willkür, sondern das Gesetz den Menschen macht.

Als mich am andern Morgen Margret aus meinem nicht endenwollenden Vormittagschlaf im Scharfrichterhäuschen zu Eger aufweckte, mußte ich vernehmen, daß Meister Klotz am Sonntag dagewesen, um mit mir ein ernstes Wort zu reden, und über die unberrichteten Dinge polternd wieder abgezogen sei.

VI.

Während Sophies Brief, den ich am Nachmittag erhielt, mich hochgemut stimmte, da ich seinen Inhalt mit eigenen Augen bestätigt gesehen hatte und über das Schicksal der Geliebten beruhigt war, gab mir bei wiederholtem Lesen eine Stelle zu denken. Sophie schien eine Heirat in nächster Zeit nicht zu erwägen, während die Hochzeit das Ziel meiner heißen Sehnsucht war, der ich nur durch abwechslungsreiche Arbeit- und Studiengänge im Freien zu begegnen mußte. Sie hielt anscheinend darauf, mir außer ihrem elterlichen Hausrat auch noch greifbares Vermögen zuzuführen, was ihren verständigen Sinn dargetat —, sie kannte die Bedürfnisse des Lebens —, aber von mir als Mangel an Liebesdrang ausgelegt wurde. Aus meinem Gefühl heraus schien mir möglichst rasche Vereinigung begehrenswert; ihre vernünftige Gelassenheit wollte mir kühles Empfinden verraten und machte mich stutzig; denn in ihrer Gegenwart glaubte ich aus dem Druck der Hand, ihrem Anschmiegsbedürfnis und der Wärme ihres Wortes das Gegenteil herauszufühlen.

Doch lag die Gewohnheit, jeder Empfindung nachzuhören, als überwundene Schwäche hinter mir; meist tut man dem andern Teil unrecht, wenn man einen Vorschlag der Vernunft bloß mit dem Maßstab des Gefühls mißt. Zudem war mir das Sammeln und Ordnen meiner Münzen und Steine bereits zur Leidenschaft geworden, und so fiel es mir nicht allzu schwer, Enttäuschungen und Bitternisse zu vergessen oder abzuschütteln, anstatt sie meine Seele durchwühlen zu lassen.

Mein langgestrecktes Fachwerkhäuschen am Mühltor unter der alten Kaiserburg wurde zum

kleinen Museum. Wenn man die Treppe zum Vorhaus emporstieg und die Tür aufging, glänzten dem Besucher an den Wänden stehende Glaskränke entgegen, die Mineralien, ausgestopfte Vögel, versteinerte Muscheln und dergleichen enthielten. Von der Decke herab schwammen Seefische. Im anschließenden Zimmer hingen alte Waffen, standen Harnische, Helme und stand ein ansehnlich gefüllter Schrank mit der Münzsammlung. In einem Glaskrank schimmerten die Richtschwerter; eine kleine hölzerne Figur nebenan hielt ein Schlüsselchen in den Händen mit der Inschrift: „Beiträge zu den schönen Wissenschaften.“

Weil aber einmal ein schiefhängendes Schwert vom Nagel fiel, als eine alte Höckerin meiner Schwester einen Korb voll Äpfel brachte, ging in der Stadt bei den Schreckbasen und -vettern das neue Gerücht um, ich hätte ein Fallbeil über der Tür angebracht. Was mußte Karl Fuß doch für ein gefürchteter Mann sein!

Trotzdem sah ich eines Abends Meister Klotz wieder den Burgweg und die Vortreppe zu meinem Häuschen emporsteigen. Obschon er mir das Betreten seines Hauses verboten hatte, fiel es mir nicht ein, Arges mit Argem zu vergelten, und ich öffnete ihm unaufgefordert die Haustür. Wie er mürrischen Grußes eintrat, sah er sich forschend im Vorraum um und faßte besonders die Stelle über dem Türsturz ins Auge. Ich mußte ihm ins Gesicht lachen.

„Also ist doch nichts Wahres an dem Schnidschnack der Weiber,“ brummte er enttäuscht und zugleich beruhigt vor sich hin. Ich stellte ihm einen Stuhl bereit, der auch altes Gut und reich geschnitzt war, und bat ihn Platz zu nehmen.

„Es sieht ja recht einladend bei Ihnen aus! Aber, wollen Sie sich nicht auch setzen? Ich habe nämlich ein längeres Anliegen,“ sagte Klotz und räusperte sich. Ich tat ihm den Gefallen und setzte mich ihm gegenüber, um ihm in die Augen zu sehen. Dies schien ihm nicht gerade angenehm zu sein; denn als er zu reden anfang, sah er bald rechts, bald links an mir vorbei und schob sich verlegen die langen Rockschöße über die Knie. Er stellte zunächst die ziemlich allgemeine Frage an mich: „Also, wie steht's denn nun eigentlich?“

„O, man käme einigermaßen ungeschoren davon,“ antwortete ich, „wenn einen die Menschen in Ruhe ließen.“

„Das geht wohl auf mich?“

„Wie man's nimmt.“

„Eigentlich sollte ich gleich die Mühe aufsetzen,“ knirschte er.

„Ich habe gar nichts dagegen, denn ich bin nicht die kaiserliche Majestät.“

Er merkte, daß ich nicht in den Wald rufen wollte, und sagte etwas unwirsch: „Nun denn, gerade heraus, ich komme wegen der Mechthild.“

„Ist sie krank?“ warf ich ein, da ich ihm keinen Angel ins Wasser werfen wollte.

„Mehr als gesund! Und darum wird sie nicht Meister über ihr Blut!“

Da Klotz offensichtlich nicht von der Sache reden wollte, die ihm am Herzen lag, vielmehr mich zu veranlassen suchte, ihm entgegenkommend durch eine Art Schuldgeständnis den Weg zu ebnen, entschloß ich mich, in der unverfänglichen Tonart zu verbleiben: „Vielleicht täten ein paar Schröpfköpfe gute Dienste! Ich habe bei vollblütigen Mädchen schon mehrmals treffliche Erfahrungen mit solchen gemacht.“ Er gistete sich, und die Falten um den Mund herum zuckten, als er kniffig bemerkte: „Ich denke, Sie wissen, warum ich hier bin.“

„Ich warte seit längerer Zeit auf Ihre Erklärung; weder meiner Schwester noch mir haben Sie den Grund angegeben.“

„Sie wissen doch, daß meine Mechthild krankhaft in Sie verliebt ist. Lieber ginge sie in den Tod, als daß sie auf Sie verzichtete. Da müssen dunkle Mächte die Hand im Spiele haben.“

„Wie verstehen Sie das?“ fragte ich gelassen, da ich ihn nicht für so abergläubisch hielt, daß er die dunklen Mächte auf meiner Seite gesucht hätte.

„Nun, wenn's denn sein muß, Herr Scharfrichter, Sie wissen doch, was man von Ihnen sagt: Sie können mehr als Kraut essen!“

„Ganz richtig,“ lachte ich ihn aus, „manchmal nehm' ich auch Speck dazu, wenn's langt!“

Nun schüttelte Klotz unwillig seinen alten dünnbehaarten Schädel und fuhr mich an: „An der Locke hängt's. Durch die Locke haben Sie meine Tochter unaufhörlich mit sich verbunden. Sie will keinen andern, sie kann nicht leben ohne Sie.“

„Also wär' ich gut genug, sie zu heiraten, obschon ich zu schlecht bin, um Ihr Haus zu betreten? ... Übrigens weiß ich nicht, wie Ihre Tochter in den Besitz einer Locke von mir gelangt ist.“

„Sie hat sie Ihnen mit Ihrem Einverständnis aus dem Schopf geschnitten.“

„Das müßte im Traum geschehen sein!“

„Daß es kein Wahn ist, zeigt Ihnen der Be-

sitz der Locke. Sie werden ihre Echtheit nicht bestreiten wollen; wir aber können sie beweisen."

"Wenn dies der Fall ist, muß man sie beim Vader gekauft oder — was ich einstweilen kaum glauben kann — meiner Sophie entwendet haben," entgegnete ich, meiner Sache sicher, und merkte an den verwunderten Augen meines Gegenübers, daß er an eine solche Möglichkeit nie gedacht hatte. Nach kurzem Besinnen nahm er die Beweisführung wieder auf: „Die Locke liegt in einer grünen Falte, und der Stoff ist aus einem Rock geschnitten, den Mechthild abgelegt hat."

"Und den Ausschnitt muß sie Sophie geschenkt haben," warf ich ein.

"Was zu beweisen wäre," lachte Klotz höhnisch. Er vermeinte einen Haken entdeckt zu haben, an dem er den Strick andrehen konnte, welchen er mir um den Hals werfen wollte.

"Ihr Zustand und ihr Benehmen sind übrigens so, wie wenn sie sich Mutter fühlte," fuhr er bedrohlich fort. „Wenn Sie nicht wissen, was Ihre Pflicht ist, wird das Sittengericht Sie daran erinnern müssen."

"Meister Klotz," schrieb ich ihn an, „ich verbitte mir jede Anspielung," und wies ihm die Türe.

Klotz setzte sich die Mütze auf und schritt auf sie zu, wo er, die Klinke ergreifend, sich nochmals umwandte und mich väterlich warnte: „Herr Scharfrichter! Noch ein Wort: Sofern Sie nicht binnen zweier Tage meiner Tochter die Ehe versprechen, werde ich die Klage einreichen. Mein Verbot nehme ich zurück. Ihre Ehe mit Sophie werde ich als deren Vormund zu verhindern wissen. Bei mir zuhause bin ich wieder zu sprechen."

Nun öffnete er die Tür, schritt ohne weiteren Gruß hinaus und warf sie hinter sich ins Schloß, daß die Wände krachten.

Margret, die in der hintern Stube dem Auftritt zugehört hatte, kam, vom polternden Weggang Klotzens erschreckt, zu mir heraus und bat mich flehentlich, ihr den ganzen Vorfall zu erzählen.

"Und solchen Leuten ist man wehrlos ausgeliefert! Man möchte sich auf dem Boden wälzen," jammerte sie, „wie wird es mir noch mit diesem groben Klotz ergehen?"

Indem ich sie zu trösten suchte, fand ich den eigenen Gleichmut wieder. „Ein reines Gewissen ist immer noch eine gute Waffe," behauptete ich und ward mir dabei bewußt, daß ich mir nichts vorzuwerfen hatte. „Und wenn die Welt voll Teufel wär, es müßt' uns doch gelingen,

sie auf das Knie zu zwingen: Vom Himmel kommt uns Hilfe her," rief ich ihr zu und begeisterte mich an meiner Überzeugung zum Ausdauern. Hatte nicht der alte Luther etwas Ähnliches gesungen? Obgleich ich seinen Glauben nicht teilte, war er mir immer als ein Vorbild mannhafter Größe erschienen, wie sie nur ein gutes Gewissen und die Überzeugung, der Wahrheit zu dienen, hervorzubringen vermögen.

"Aber nun hast du fast alle Stände und Klassen gegen dich!" klagte Margret. Und ich darauf:

"Wenn schon! Sie leben in der Dunkelheit des Knechtglaubens; ich habe das Licht für mich. Allemal siegt im Kampf das Licht, wie die Sonne immer wieder das Gewölk auflöst; sogar dem Mond gelingt das bisweilen. Sieh dort!"

Wirklich brach das blendende Licht der Nacht durch trübes Gewölk und wir sahen ihm eine Zeitlang ermutigt zu, wie es unter diesem aufräumte.

"Aber du solltest dich doch rüsten, dich nicht überraschen lassen," beharrte sie, und ich mußte ihr recht geben. So beschlossen wir denn, am folgenden Morgen bei bösem Wetter miteinander nach Königsberg aufzubrechen, um uns mit Sophies Bruder, ihr selbst, und wenn nötig, auch mit der Müllersfamilie zu beraten. Das waren unsere vertrautesten Menschen; denn Goethe, zu dem ich wie zu einem wegleitenden Gestirn aufschaute, war in diesem und manchem folgenden Jahre nicht zurhand.

Es war ein frostiger Novembertag. Weg und Steg verschneit, als wir die Richtung nach Königsberg einschlugen. Kein Mensch begegnete uns, auch kein Postwagen rollte, und die tiefe Stille, die uns umgab, nötigte jedes zur Einsicht bei sich selbst. Margret stand vor einem ähnlichen Entschluß wie ich; dennoch versicherte sie mir wiederholt: „Ich gehe nicht von dir fort, ehe du deine Sophie heimführst; selbst wenn ich noch Jahre warten müßte. Inzwischen ersparen wir Einiges und haben es nachher um so leichter."

"Und darüber vergeht die Jugend," fügte ich bedauernd hinzu.

"Aber was wäre die Jugend ohne die Treue?"

Ich faßte Margret zum Danke für das gute Wort bei der Hand, und so wanderte wir stundenlang, ohne zu ruhen, durch das verschneite Land. Nur war es allemal eine wundervolle Unterbrechung, wenn wir ans Ufer des rötlich schimmernden Egerflusses traten und ein Weil-

chen den stürzenden Wellen nachschauten, oder wenn einige Rehe aus dem Waldrand hervortraten und wieder weghuschten, wenn sie das mit Regenschirmen bewehrte Menschenpaar erblickten. Etwa stand auch ein Hirsch auf der Wacht, der plötzlich Kehrt machte, wenn wir in seine Nähe kamen, und dann hörten wir das dürre Geäst des Unterholzes krachen, das er auf der Flucht mit seinem Geweih herabfäbelte.

„Die fliehen, ohne gejagt zu werden. Müßjen das scheue Tiere sein!“ meinte Margret.

„Sie sind eben nicht sicher, ob nicht eines von uns plötzlich eine Glinte aus dem Rock zieht. Sie beugen vor, und das tun wir auch,“ entgegnete ich; „freilich in anderer Weise, aber wir beide gehen doch nach Königsberg, um Schutz zu suchen. Du vor mir, und ich vor Meister Klok.“

Margret lächelte und sagte: „So streng hab' ich's ja nicht bei dir, dürfte leicht etwas mehr gejagt werden. Die viele Ruhe schlägt mir völlig in die Lenden.“

Wir lachten eins und zogen von neuem aus. In Königsberg angekommen, suchten wir zuerst den jungen Eberl auf, und Margret bereitete uns dreien eine schmackhafte Suppe. Ich mochte es wohl leiden, wie die beiden einander lieb hatten, und bekam den Eindruck, Margret werde bei dem Bruder meiner Geliebten dereinst wohl aufgehoben sein, obschon er nur eine Hütte und das nicht sehr einträgliche Amt eines Revierjägers besaß. Wie wenig braucht man doch, wenn man vernünftig lebt! Das wußten wir beide, die wir jeder Üppigkeit abhold waren, aus eigener Erfahrung. Schon

damals war ich überzeugt, daß weit mehr Menschen vom Wohlleben als vom Hungern krank werden.

Dann begaben wir uns alle drei zu den Müllersleuten, die auch Eberl auf's freundlichste willkommen hießen. Dies nicht nur um Sophies willen, sondern weil er des Müllers Gut mehrmals von Schaden stiftendem Wild befreit hatte. Wegen seiner gerechten Fürsorge waren ihm die Gutsbesitzer in Königsberg gewogen. So lebte er denn wegen seines guten Rufes das Leben tausendmal leichter und behaglicher als ich in der Stadt Eger, deren Bewohner für gebildet galten und von denen doch viele fußtief im Aberglauben



Botanischer Garten in Buitenzorg. Kanari-Mlee.

staken wie mittelalterliche Städte im Straßenfot.

Zu meiner Freude nahm ich wahr, wie Sophie mit den beiden Müllerstöckern in schöner Eintracht lebte, was mir bewies, wie verträglich sie war, wenn man sie nicht mißhandelte, und das Elternpaar bezeugte wiederholt, welch ein brauchbares Frauenbild sie sei und wie alle von ihr etwas lernen könnten. Im Gespräch unter vier Augen entfaltete sie eine frohmütige Heiterkeit.... Alle melancholische Empfindsamkeit war verschwunden, und sie wiederholte aus freien Stücken ihre Bereitwilligkeit, auf die Hochzeit zu warten, bis der Himmel über Eger wolkenlos werde. Aus Einzelheiten, die sie mir erst jetzt verriet, erfuhr ich, wie sehr sie, ohne zu klagen, im Hause ihres Vormundes unter der Gehässigkeit ihrer Schwester und der Grobheit Alorens zu leiden gehabt hatte.

Als ich dann von den Drohungen des Meisters sprach, unsere Verbindung zu hintertreiben, lachte sie befreit auf: „Der hat nun gar nichts mehr zu sagen und soll froh sein, wenn ich ihm nicht eine gefalzene Rechnung für meine unbezahlte Arbeit aufstelle.“

„Wer er ist doch dein Vormund!“

„Gewesen! Ich bin volljährig!“

Ich vernahm zum ersten Mal, wie alt sie sei, worum ich mich bislang nie gekümmert hatte, da sie seit ihrer Krankheit in beständiger Verjüngung aufblühte. Ich konnte mir jetzt auch ihre Selbstständigkeit und ihre Selbstbeherrschung erklären, die sie mir zum stillen Vorbild gemacht hatten.

„Damit ist uns ein schwerer Stein aus dem Wege geräumt!“ fuhr ich erleichtert fort. „Was die übrigen Gründe zur Klage gegen mich betrifft, bin ich so unschuldig, daß ich es jederzeit beschwören kann. Glaubst du mir?“

„Ich weiß es, Karl; denn gerade deine Ablehnung von Vertraulichkeiten hat meine Verwandten gegen dich aufgebracht. Schon als meine Schwester dich an mein Krankenbett holte, gedachte sie ein Vögelein für den Käfig Mechthilds einzufangen. Die Enttäuschung, die sie erlebte, empfand sie als eine persönliche Niederlage, die gerächt werden sollte. Ich bedaure nur Mechthild, die sich von ihrem Liebeswahn nicht zu befreien vermag; wer weiß, wer weiß, welch Schreckliches er noch über sie verhängt!“

Es ergriff mich im Tiefsten, daß Sophie ein Wort der Teilnahme am Schicksal Mechthilds fand, die sich alle Mühe gegeben hatte, ihr den Geliebten vorwegzunehmen. „Ja,“ sagte ich,

„solch leidenschaftliches Begehren muß dem Menschen zum Verhängnis werden; die Alten haben nicht ohne Grund an Dämonen geglaubt, wie unsere Leute hier herum sich heute noch als Opfer von bösen Geistern betrachten. Ich könnte dir unglaubliche Dinge erzählen, wie es noch in den Köpfen der Zeitgenossen spukt.“

Nun kamen wir endlich von selbst auf Mechthilds Zauber glauben an die Locke zu sprechen, die sich in ihrem Besitze befand und ihr ein Anrecht auf meine unverbrüchliche Liebe, ja meinen Besitz zu geben schien.“

„Es liegt obenauf, sagte Sophie, daß sie deine Locke mir in den letzten Tagen vor meiner Abreise entwendet hat. Sie schenkte mir den Stoff zur Falte und wußte allein um deren Verborgenheit.“

„Und du hast die Falte samt Inhalt niemandem außer dem Hause gezeigt, keiner Nachbarin oder Freundin, die für dich Zeugnis ablegen könnte?“

„Niemandem,“ erklärte Sophie recht nachdenklich, da die Locke, in Mechthilds Besitz, sehr zu meinen Ungunsten zeugen konnte. Plötzlich, wie sie nachsann, leuchtete ein Funke in ihren blauen Augen auf; sie fiel mir beglückt um den Hals und flüsterte mir etwas ins Ohr. „Du, das kann dich retten; findest du nicht?“, schloß sie ihr Bekenntnis, das eine kindliche Heimlichkeit war. Wie Sophie so da stand, von der Glücksempfindung umwittert, riß sie mich hin, und ich schloß sie in meine Arme und behielt sie darin, bis ich draußen Schritte den Gang herankommen hörte. Die Müllerin war's, die uns zum Imbiß einlud.

Die Flamme des Blutes schoß Sophie ins Antlitz, als sie sich, während die Tür aufging, aus meinen Armen löste. Die Müllerin lächelte als sie Sophie sah, und sprach: „Hier scheinen die Rosen im Winter zu blühen.“

Sie schritt uns ohne weiteres voran und führte uns in die gute Stube, wo wir mit dem andern Liebespaar zusammentrafen, das seine Heimlichkeit hinter dem Hause im Freien ausgetauscht, und, wie es deutlich schien, dabei auch nicht gefroren hatte. So umfloß uns alle der Widerschein von vier innern Leuchtfeuerchen, welche die Begegnung noch besonders entfachte, und ein Rächeln innigen Verständnisses huschte um vier Glückliche wie ein Johanniswürmchen um einen blühenden Busch.

Das war einer der Augenblicke, die man nicht zählen darf, sondern wägen muß, und wenn man es tut, so schnell die Wagschale, welche die Bitter-

nisse und Schicksalsschläge füllen, als federleichte Ware in die Höhe.

Uns Bieren wenigstens ging es so: die Begegnung in des Müllers guter Stube und das nachfolgende Zusammensein mit den braven und gutherzigen Menschen, die uns ihr Wohlwollen und ihre Hilfsbereitschaft bewiesen und uns gerade dadurch Kraft zum Ausharren und Aufschwung verliehen, blieb uns eine kostbare Erinnerung, welche immer wieder die Trübungen und Dunkelheiten des Daseins durchstrahlte und auflöste. Weiß Gott, am folgenden Morgen wanderten meine Schwester und ich im Eilschritt, als gälte es eine Festung zu erstürmen, nach Eger zurück, und obschon uns Schneeschauer umtosten, sang und klang es in uns, als spielten die Engel des Himmels mit allen Geigen und Flöten zur Begleitung auf. Margret schmetterte ein Lied uns andere ins Land hinaus, und mir gingen Einfälle durch den Kopf, als müßte und wollte ich mich der ganzen Welt erwehren. Und doch galt es vorerst nur, den richtigen Keil auf den Klotz zu finden; aber ich hatte die Ahnung, daß noch andere Schwierigkeiten meiner warteten.

Als wir uns Eger näherten; hörte der Schneesturm auf, warme Luft begann uns zu drücken, und urplötzlich zuckte, von dumpfem Donnerschlag gefolgt, ein greller Blitzstrahl zur Erde, nicht in gerader Linie, sondern durch die verschiedenen Luftschichten vielfach gebrochen. Wenn solche Gewalt nicht den geraden Weg zum Ziel findet, wie sollte dies dem schwachen Menschen gelingen, dachte ich, und war entschlossen, die gewundenen Pfade zu gehen, welche das Schicksal mir vorschreiben würde.

Bei meiner stillen Arbeit, die sich nun auch auf das Studium von Urkunden der Stadt Eger sowie von Chroniken erstreckte, war ich inne geworden, daß das Sammeln von Münzen ohne geschichtliche Kenntnisse ein öder Zeitvertreib ist und den Sammler in Abhängigkeit von Gebildeten setzt und diesen tributpflichtig macht. Überdies lag für mich schon im Wissensdrang allein etwas Beglückendes, und jede Minute, die ich vertändelte, wurde mir zum stummen Vorwurf.

An der ersten entschiedenen Wegkrümmung stand nun, wie ich nicht anders erwartet hatte, die Vorladung vor das Sittengericht. Wiederum viel Verückten im altertümlichen Saale und wenig Menschen darunter. Der Vorsitzende, mir gegenüber eine schlaue voreingenommene Miene aufsetzend, als ich eintrat, und einige unter den Beisitzern sie in ihrem Antlitz widerspiegelnd, als ob

sie die Räte schon im Sacke hätten. Meister Klotz war auf mein Verlangen mit seiner schmucken Tochter zur Verhandlung erschienen. Sie sah mich mit flackernden Blicken eine Zeitlang an und schlug dann die Augen nieder, als die Anklage vorgebracht wurde. Merkwürdigerweise war jener Teil, der mich aufs empfindlichste in meiner Ehre gekränkt hatte, fallen gelassen worden, so daß nur die Zauberlocke als Beweismittel für meine Verbindlichkeit gegenüber Mechthild zur Besprechung vorlag. Ich bestritt alle und jede Verpflichtung zur Ehe; auch hätte ich ihr weder durch Worte noch Handlungen Anlaß gegeben, eine Werbung von meiner Seite zu vermuten. Zum Schlusse behauptete ich, in Eifer geratend, auch die Locke, der Mechthild eine unheimliche Zauberkraft beimesse, gehöre nicht ihr zu, und Mechthild sei zu Unrecht in deren Besitz, da meine Braut das Andenken mehrere Tage vor ihrer Abreise von Eger vermisst habe. Als Klotz behauptete, Mechthild hätte die Falte selbst aus eigenem Stoffe angefertigt, nahm ich ihn beim Wort:

„Wohlan,“ rief ich, „dann muß sie auch wissen, wie die Falte beschaffen ist. Daß der Stoff ihr von Mechthild geschenkt wurde, anerkennt meine Braut; dagegen behaupten wir, daß Sophie Eberl die Falte zugeschnitten, genäht und gezeichnet hat. Welche Zeichen sind auf der Innenseite des Futters eingestickt?“

Jetzt erblaßte Mechthild und begann mit den Händen zu zittern, in denen sie die Falte samt Locke bisher frampfhast festgehalten hatte. Sie befand sich zweifellos in ärgster Verlegenheit. Der Vorsitzende nahm meine Frage auf, wie mir schien, voll Teilnahme auf das schöne, junge Frauenzimmer blickend. Wiederum folgten ihm die Blicke der Beisitzer wie die Schafe dem Leithammel, und große Spannung verbreitete sich über alle Gesichter.

„Nun denn, Fräulein Klotz, wie ist die Falte gezeichnet? Bitte, antworten Sie der Wahrheit gemäß. Wir alle wollen ihr dienen. Jede Unwahrheit rächt sich.“

Mechthild bebt am ganzen Leibe und sprach fast tonlos: „Ich weiß es — nicht!“

„Nun denn, meine Herren Richter, meine Braut behauptet, sie habe mit roter Seide ein in vier Felder geteiltes Herz eingestickt. In den beiden obern Feldern ständen die Anfangsbuchstaben R. H., in den untern S. E., alle vier kreuzweis miteinander verbunden. Bitte, lassen Sie zur Feststellung die Falte austrennen.“

Mechthild überreichte das Seidentäschchen dem

Vorsitzenden, begann aber auf ihrem Sessel zu schwanken und griff in die Luft. Ich eilte ihr zu Hilfe und hieß den Weibel ihr ein Glas Wasser reichen. Sie trank einige Schlücke und bekam sich wieder in die Gewalt.

Der Vorsitzende bestätigte mit Augen der Verwunderung meine Angaben und ließ das Beweisstück zu allgemeiner Feststellung herumgeben, die überall das gleiche Erstaunen auslöste.

Nun hat ich das Sittengericht, mir zu meiner völligen Entlastung noch zwei Fragen an Mechthild zu gestatten, was mir unter allgemeiner Zustimmung bewilligt wurde.

„Haben Sie, Fräulein Mechthild, die Locke von mir bekommen oder genommen? Habe ich um sie geworben oder Ihnen den geringsten Anlaß gegeben, an meine Werbung zu glauben?“ sagte ich ruhig, das Auge auf sie gerichtet.

Da begann es um ihre Mundwinkel zu zucken. Tränen stürzten ihr aus den Augen und endlich schrie sie krampfhaft schluchzend: „Nein! ... Nie!“ und stürzte zum Saal hinaus.

Ich wurde nach kurzer Beratung im Geheimgemach von aller Schuld freigesprochen und ersucht, meine Ansprüche auf Entschädigung zu nennen, verzichtete aber auf solche und verließ den Saal mit einer gewissen Genugtuung. Als ich die Treppe hinunterstieg, hörte ich aber, wie Klotz hinter mir zu einem Richter, der ihn be-

gleitete, giftig bemerkte: „Man hätte ihn auf Zauberei einflagen sollen.“

„Da müßten Sie auf das Stadtgericht gehen, Herr Klotz,“ antwortete sein Begleiter; „übrigens, was kann er dafür, daß sie ihn liebt?“ Ich hatte also den Weg in die Unbescholtenheit und die Gerechtigkeit bei den Bewohnern von Eger immer noch zu suchen. Allein die Aufregung, in welche mich die Vorladung versetzt hatte, verflog schon auf dem Heimweg, und ich fragte mich bloß, wann und wo die nächste Krümmung eintreten würde.

Des Richters Antwort an Klotz blieb mir angenehm im Gedächtnis haften. Die Aufklärung der Welt war im Gange, machte auch vor der Stadt Eger nicht Halt und schien bereits da und dort ein Gehirn aufzuhellen. Also galt es zu arbeiten, recht zu tun und nicht zu verzweifeln, und bei dieser Überzeugung befand ich mich im Einklang mit einem vernünftigen, geliebten Wesen, das bereit war, mein Schicksal zu teilen. „Und wenn die Welt voll Teufel wär“, sumnte ich wagemutig vor mich hin, als ich den Burgweg hinauffstieg.

„Wie steht's?“ Mit dieser Frage empfing mich Margret in besorgter Stimmung.

„Gut steht's!“ jubelte ich ihr zu, und wir feierten einen vergnügten Abend.

(Fortsetzung folgt.)

Reisen im malaiischen Archipel.

Von Paul Raef.

(Fortsetzung.)

Nach dieser allgemeinen Orientierung sei der Faden unserer Geschichte wieder aufgenommen. Vor Neugierde brennend, das nächtlicher Weise betretene Land nun bei Tageslicht zu besehen, schwang ich mich beim ersten Tagessein, der in die reichlich dunkle, hochwandige Kammer fiel, aus dem breiten Bette mit seiner Moskitonezbedachung und verabschiedete zuerst früh um 6 Uhr meine Rutscherfamilie, die von hier aus direkt per Bahn nach Bandong zu fahren beabsichtigte, von wo aus ein Pferdegefährt sie bis abends 4 Uhr nach dem höher im Gebirge gelegenen Tjijondari bringen sollte. Dasselbst wohnte nämlich die Familie der Frau Painah, deren Oberhaupt Abduljajah während langer Zeit mein Oberstallmeister gewesen war, und den ich später selbst zu besuchen im Sinne hatte. So trug ich denn den Abreisenden meine Grüße und Besuchsanfrage auf und verfügte mich zum Morgen Spaziergange auf die Straße.

Da das Hotel auf der Westseite des Molenvliet-Kanales und der ihn begleitenden breiten Straße liegt, kurz, nachdem diese Kommunikationsstränge nach Norden umgebogen, stand ich nach wenigen Schritten an dem das Gewässer einrahmenden Geländer und Mauerchen, zur Linken die mehrere Kilometer lange Wasser- und Straßenschnur zur Altstadt hinunter, zur Rechten die Neustadtquartiere Nord- und Nyswyk. Und ehe ich überlegen konnte, nach welcher Richtung ich abbiegen sollte, fesselte mich der Anblick des in Mauern gefaßten, in einiger Tiefe dahin gleitenden Flusses, des Kali Besaar, selbst. Ich bemerkte, daß das den Kanal am Rande des Straßentrottoirs umsäumende Geländer nach kurzen Intervallen immer wieder durchbrochen war, von welchen Lücken aus Treppen zum Wasser hinab führten. Und welch ein Leben nun auf diesen Treppen und in den vom Bergschlamme rotbraun gefärbten und ganz undurch-